

Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann
Bericht vor der Landessynode am 30.11.2006

Herr Präsident, Hohe Synode,

gestern hat Landesbischof Dr. Friedrich in seinem Grußwort bzw. Vortrag als Leitender Bischof der VELKD das Thema Ökumene aus spezifisch lutherischer Sicht beleuchtet. Ich werde die Ökumene heute ebenfalls in den Mittelpunkt meines Berichtes stellen, aber weniger von der Grundsatzbetrachtung, die ja gestern vorgelegt wurde, als von Begegnungen her, die mich im Laufe des zu Ende gehenden Jahres bewegt haben. In diesem Jahr war Ökumene mein Schwerpunktthema einerseits, weil mir dieser Aspekt unserer christlichen und kirchlichen Existenz sehr am Herzen liegt, andererseits weil es 2006 für mich besonders viele ökumenische Erfahrungen gab.

1. Ökumene

1.1 Ökumenischer Rat der Kirchen

Im Februar fand in Porto Alegre, Brasilien, die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen statt. In der Sommersynode habe ich das bereits erwähnt und habe auch mündlich im Kolleg, im Bischofsrat und beim Ephorenkonvent berichtet sowie schriftlich in den Ökumenischen Beiträgen des HKD. Da ich aber die einzige Delegierte aus unserer Landeskirche war, hat die Synode das Recht auf einen eigenen Bericht, denke ich. Allein aus Bayern war eine Besuchergruppe von 20 Personen anwesend, aus den unterschiedlichen Landeskirchen die verschiedensten Verantwortlichen. Als hannoversche Landeskirche haben wir nicht recht daran gedacht, andere zu entsenden, vielleicht ist das im positiven Sinne typisch bescheiden, vielleicht wäre es aber auch gut gewesen, Einzelnen diese Erfahrung zu ermöglichen. Das sollte für die Zukunft besprochen werden.

Meine eigene Biografie hängt sehr stark mit dem Ökumenischen Rat zusammen, das habe ich geschildert, als ich mich 1999 der Synode als Bischofskandidatin vorstellte. Zur Vollversammlung in Vancouver 1983 hatte die EKD 26 Plätze für ihre Delegation. Kurhessen-Waldeck hatte allenfalls eine Quotenchance auf einen Platz mit folgender Auszeichnung: Frau, unter dreißig, nicht ordiniert. Da ich damals Vertreterin der Theologiestudierenden war, fiel ich dem Ausbildungsreferenten ein, und so durfte ich nach Kanada reisen. Diese Reise hat nicht nur meinen Horizont erweitert, sondern auch mein Leben verändert.

In meinem Theologiestudium waren Orthodoxe nicht vorgekommen, es war eine völlig fremde Welt, der ich begegnete. Zu wirklichen Gesprächen kam es nicht, aber immerhin zu einer gegenseitigen Wahrnehmung. Am Hiroshima-Gedenktag haben ein russisch-orthodoxer Priester und ich im ökumenischen Gottesdienst (das durfte damals so heißen) als Jugenddelegierte aus Ost- und Westeuropa die Fürbitten gesprochen. Das ist mir unvergesslich geblieben, allerdings auch, weil ich unbedingt ein „traditional European dress“ tragen sollte und es so der einzige Tag in meinem Leben wurde, an dem ich ein Dirndl trug, das die europäischen Delegierten bei einer Schweizerin aufgetrieben hatten...

Dass es eine „Theologie der Kokosnuss“ geben könnte, hätte in Seminaren in Deutschland eher Heiterkeit erzeugt, eine Schöpfungstheologie aus dem Pazifik war mir unbekannt. Die Ernsthaftigkeit, mit der Theologen aus Südafrika um eine Über-

windung der Apartheid von der biblischen Botschaft her rangen, hat mich bewegt. Wie Ekklesiologie aus der Sicht der indischen Dalits reflektiert wird, hat mich überrascht. Und der Kampf der indonesischen Kirchen innerhalb einer dominant islamischen Gesellschaft war so mutig, dass ich sehr demütig wurde über unsere „satte“ Situation in Deutschland. Dass Ökumene theologische Horizonterweiterung bedeutet, ein Voneinanderlernen, das auch der deutschen Theologie gewichtige Impulse geben kann, habe ich damals verstanden.

Was mich in der Ökumene von Anfang an am meisten begeistert hat, war die Verbindung von Menschen über nationale und kulturelle Grenzen hinweg. Damals in Vancouver war ich als Theologiestudentin in einer Gruppe mit einer Hausfrau aus dem Libanon, dem Erzbischof von Canterbury, einer Kirchenvorsteherin aus Korea und einem Ingenieur aus Kenia. Für mich war bewegend, dass wir in all dieser Unterschiedlichkeit gesprächsfähig waren. Wir kannten schlicht dieselben Geschichten: Von der Schöpfung über den Sündenfall bis zur Auferstehung. Das macht Christinnen und Christen zur Familie der Kinder Gottes über alle Grenzen hinweg, das biblische Zeugnis.

Im Ökumenischen Zentrum in Genf gibt es an der großen Wandtafel - ein bisschen ähnlich der Intarsienarbeit im Kollegsaal in unserem Landeskirchenamt - eine Darstellung unterschiedlicher Kirchen. Rekurriert wird, wie meist im Ökumenischen Rat, auf Johannes 17, das hohepriesterliche Gebet: „... auf dass sie alle eins seien“. Heute überlege ich manchmal, ob das nicht ein zu monolithisches Bild ist. Einheit wird meist mit Uniformität, Gleichheit identifiziert. (Da passt es dann, wenn letzte Woche die Meldung der bischöflichen Pressestelle in Hildesheim über den Wiedereintritt des Theologen Klaus Berger in die römisch-katholische Kirche unter der Überschrift „Heimkehr“ publiziert wird.) Das aber ist nicht der evangelische Einheitsbegriff. Wir denken an eine Einheit in Vielfalt, wie wir sie etwa in der EKD leben. Sicher, das ist schwerer medial zu kommunizieren als ein römisches Konzept mit dem Papst als weltweiter Symbolfigur für Einheit. Aber unsere Vielfalt ist gelebte Wirklichkeit ohne Verkrümmungen. Es geht nicht um eine „Heimkehr“ nach Rom, sondern um die Verantwortung des Einzelgewissens innerhalb einer solidarischen, aber gleichwohl vielfältigen Gemeinschaft! Das ist eine ungeheure Gestaltungsaufgabe, ein solches Konzept muss immer neu den Streit um die Wahrheit zulassen. Aber es ist so auch dynamisch und zukunftsfähig. Auch darin sehe ich uns übrigens nicht als neue Kirche des 16. Jahrhunderts, sondern in der Tat als Erbin der Alten Kirche, die sich der Notwendigkeit des „semper reformanda“ bewusst ist.

Biblich gesehen findet sich das dynamischere Einheitskonzept im Epheserbrief. Dort heißt es, wir sollen Einigkeit im Geiste bewahren: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (4,5). Das überzeugt mich heute mehr. So fremd wir uns manchmal untereinander sind, bilden wir doch eine Gemeinschaft im Glauben. So schmerzlich unsere Trennung beim Abendmahl auch ist, versammeln wir uns doch alle um denselben Tisch des Herrn. Uns eint zuallererst Jesus Christus, an den wir glauben. Uns eint die Bibel, in der wir Gottes Wort finden. Uns eint die Taufe, die uns zu Gottes Kindern macht. Und uns eint das Vaterunser, das Christinnen und Christen auf der ganzen Welt sprechen. Dynamische Einheit bedeutet also: wir beziehen uns gemeinsam auf dieselben Grundlagen unseres Glaubens, bleiben dabei aber frei und vielfältig, ohne uniform zu werden.

Deshalb hat mich die ökumenische Bewegung immer begeistert. Bei allen Irritationen über unterschiedliches Kirchen-, Amts- und Abendmahlsverständnis erkenne ich doch in Christinnen und Christen aller Länder und Konfessionen diese Gemeinschaft als Schwestern und Brüder. Bei allen Geduldsproben in ökumenischen Gremien fühle ich mich den Geschwistern im Glauben doch verbunden, weil uns mehr verbindet, als uns trennt.

Und solche Gemeinschaft war in der Tat in Porto Alegre 2006 ebenso zu finden wie damals in Vancouver 1983. Etwa bei einer Bibelarbeit zu Jona, bei der erst einmal klar war: diese Geschichte kennen wir alle, seit unserer Kindheit. Wir alle haben Jona in unserem Kontext interpretiert und sprechen nun gemeinsam darüber, entdecken Neues, Fremdes, Anregendes und Irritierendes. Solche gemeinsamen Erzählungen unseres Glaubens gründen Gemeinschaft.

Auch zu den großen Themen wie „Gewalt überwinden“ oder HIV/Aids gab es intensive Gespräche über alle nationalen und kulturellen Grenzen hinweg in der Familie der Kinder Gottes. „Das war wie ein Weltkirchentag“, sagte eine Teilnehmerin begeistert. Und sie hatte damit durchaus Recht. Bei vielen Teilnehmenden aus Deutschland etwa gab es eine große Zufriedenheit. Die Begegnungen und Gespräche, das geistliche und geistige Miteinander waren bereichernd. Und es gab auch ein gutes Gesprächsklima in der Delegation aus der EKD, ja mit all den vielen Teilnehmenden aus Deutschland. Das war in all der Vielfalt spannend, anregend, hilfreich.

In den Bibelarbeiten und bei den Mutirao-Veranstaltungen (kleine Workshops zu einer Fülle von Themen), bei den ökumenischen Gesprächen und auf dem Markt der Möglichkeiten war Gelegenheit zu einer Vielzahl von Begegnungen und Gesprächen. Brot für die Welt etwa und der Evangelische Entwicklungsdienst konnten sich darstellen, es gab eine Veranstaltung zur Pfingstbewegung in aller Welt und zur Frage der Überwindung der Armut. Doch, das war schon eine Art Weltkirchentag mit mehr als 4000 Teilnehmenden aus Kirchen rund um den Globus.

„Das Wichtigste passiert nebenbei“, sagte eine Teilnehmerin. Ich kann ihr nur Recht geben. Mich haben beispielsweise die Gespräche mit landlosen Bauern tief bewegt. Wohin, wenn dir das Land genommen wird? Unsere Landwirte hier in Niedersachsen könnten schnell mit den Betroffenen in Brasilien ins Gespräch kommen. Und die Kinder! Es ist zum Gotterbarmen, mit Kindern zu sprechen, die auf der Straße leben, die nichts haben, keinen Menschen und keine Perspektive. Ja, da verstehe ich den Zorn so mancher Delegierter aus den Ländern des Südens gegen die reichen Länder des Nordens, die so viel Geld für Waffen ausgeben und so wenig für Entwicklung. Acht Milliarden Dollar werden pro Monat für den Irakkrieg ausgegeben! Was könnte mit solchem Geld an Hilfe zur Selbsthilfe, an Ernährungs- und Bildungschancen geleistet werden. Ich verstehe auch den Zorn auf die Globalisierung, wenn sie nur an Profit orientiert ist und nicht an dem Ziel, soziale Gerechtigkeit für alle Menschen zu schaffen! Wer den Hunger und das Elend im eigenen Land sieht, tut sich schwer, die eigenen Worte angemessen abzuwägen und ausgewogen zu formulieren.

Als die Ökumenische Bewegung sich mit der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 konstituierte, bildeten sich bald zwei Stränge heraus: Die „Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung“, die darum ringt, Einheit auf dem Weg von Lehrgesprächen, der wachsenden Übereinstimmung in trennenden dogmatischen Fragen zu finden und der „Bewegung für Praktisches Christentum“, die überzeugt ist, wenn wir

miteinander in der Welt handeln, werden wir auch zur Einheit zusammenwachsen. Beide Linien sind in der ökumenischen Bewegung bis heute identifizierbar.

Unter den mehr als 4000 Teilnehmenden befanden sich rund 700 Delegierte aus 348 Mitgliedskirchen. Viele von ihnen fragten sich nach ihrer Rolle. Im Plenum wurden wir meist von vorne „bespielt“, Berichte aus den Mitgliedskirchen oder eine offene Debatte waren durch die äußerst strengen Regeln des Konsensverfahrens kaum möglich. Ein Pfarrer aus Benin etwa war geradezu verzweifelt, weil er den Auftrag hatte, über die Situation seiner Kirche zu berichten. Und das wollte er eben im Plenum tun. Ein Entwicklungsexperte aus Bangladesh war ganz verzagt, denn er konnte nicht schildern, was bei ihm vor Ort die Probleme sind. Bei all dem überpädagogisierten Verfahren der Konsensmethode, die eine Kommission zur Zusammenarbeit mit der Orthodoxie erarbeitet hatte, war so etwas nicht vorgesehen. Delegierte sollten vielmehr mit der orange Karte zeigen, ob sie „warme Gefühle“ für einen Vorschlag hatten, oder mit der blauen, ob es eher kühle Gefühle sind. Weh dem aber, der die blaue Karte zückte. Er musste entweder ans Mikrofon und erklären, warum er nicht übereinstimmt oder seine abweichende Meinung registrieren lassen. Bei den langen Schlangen an den Mikrofonen konnte es passieren, dass jemand 20 Minuten anstand, aber dann meinte die Sitzungsleitung, nun müsse aber noch eine jugendliche Stimme gehört werden oder die einer Frau, und aus war es mit dem Rederecht, wenn du ein Mann bist über 30.

Wahrscheinlich ist das zu evangelisch und zu westlich gedacht, aber das Verfahren hat meine Geduld manches Mal strapaziert, es wirkte oft aufgesetzt und hat offenes Diskutieren nicht zugelassen. Vielfalt, Differenziertheit, Diskurskultur haben hier gefehlt. Manches wegweisende Projekt der ökumenischen Bewegung ist nun wahrhaftig nicht im Konsens in Gang gekommen. Als Europäer sollten wir uns auch nicht immer gleich wegducken, wenn unsere demokratischen Prozesse in Frage gestellt werden. Eine Kontroverse ist doch für eine Kirche keine Schande, und eine Abstimmung, bei der eine Haltung unterliegt, ist nicht gleich unchristliches Machtgebaren. Aber da prallen schlicht Kulturen und eben auch unterschiedliche Kirchenverständnisse aufeinander. Meines Erachtens wird aber eine so schlichte Konfliktvermeidungsstrategie eher zur völligen Belanglosigkeit als zu mehr Einheit führen.

Besonders deutlich wurden die Schwierigkeiten der mangelnden Diskussion, als im Plenum zur Globalisierung der so genannte „AGAPE Call“ als Gebet verlesen wurde. Er greift die Globalisierung scharf an, konnte aber weder diskutiert noch differenziert werden. Dabei wäre es so wichtig, diese Frage miteinander über Grenzen und Erfahrungshorizonte hinweg als Kirche in der einen Welt Gottes zu beraten. Ansätze zu einer differenzierten Streitkultur leuchteten immer nur kurz auf, etwa als der Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, erklärte, es sei leicht, über einen Dialog mit dem Islam zu sprechen, wenn man nicht in Indonesien oder Pakistan als Christ leben müsse.

Großes Unbehagen hat mich durch den Mangel an offener Debatte beispielsweise beschlichen, als in dem Beitrag zur Dekade zur Überwindung der Gewalt Bildsequenzen aus Palästina eingeblendet wurden, die israelische Soldaten permanent als Unterdrücker zeigten und in Beiträgen junger Palästinenser endeten. Ja, das ist wahr. Aber die ganze Wahrheit kommt doch erst zum Tragen, wenn auch junge Israelis über ihre Angst, ihre Erfahrungen berichten können. Das Verhältnis zum Judentum muss im ÖRK dringend thematisiert werden.

Interessant war, dass die Pfingstkirchen, die Evangelikalen sich kräftig zu Wort meldeten. Dr. Carasso hat in einem Beitrag zum Thema „Einheit der Kirche“ erklärt, es sei genug Tinte zu dogmatischen Fragen verbraucht worden, nun solle der Geist wirken dürfen. Allerdings müsste eine gegenseitige Anerkennung als Kirchen doch wohl die Voraussetzung sein. Ob wir hier Anknüpfungspunkte finden können? Das ist die für mich spannendste Frage aus Porto Alegre. Können wir miteinander theologische Gespräche führen? Wie viel Charismatisches verträgt eine bekenntnisorientierte Kirche? Wie viel Dogmatik benötigt eine Pfingstkirche?

Die Europäer wurden einerseits von den orthodoxen Kirchen Osteuropas angefragt bzw. der Selbstsäkularisierung angeklagt. All das fand allerdings nicht im Plenum statt, dort kamen die Fragen von Amtsverständnis und Eucharistie gar nicht vor. Dabei wäre doch ein Diskurs über diese theologischen Grunddifferenzen von Nöten. Von den Kirchen des Südens kam die Anfrage nach der Satttheit, der Selbstzufriedenheit – auch das aber war leider nicht Plenumsthema. Gerade diese Fragen nun hätte ich gern diskutiert, nicht im Konsens, sondern in Streitkultur, die unterschiedliche Aspekte, Meinungen, Positionen in Freiheit und Respekt austauscht.

Die große Frage ist nun: Was bleibt? Für diejenigen, die teilnehmen durften, sicher sehr persönlich eine intensive ökumenische Erfahrung, die prägend wirken wird. Es bleibt für die ökumenische Bewegung die Erkenntnis, dass der Ökumenische Rat sich derzeit selbst eher als Raum der Beziehungspflege versteht und nicht als eigener Impulsgeber, geschweige denn als privilegiertes Instrument der ökumenischen Bewegung agiert. Bischof Anastasios aus Albanien erklärte, es sei doch genug, dass wir zusammenbleiben und auch gemeinsam die Armut bekämpfen wollen. Ich denke, das reicht nicht. Nach all den Gesprächen und Dialogen müsste doch irgendwann Fortschritt erkennbar sein. Ach, ich hätte mit Bischof Anastasios gern und in aller Ruhe über Amtsverständnis, Frauen im Amt und auch Abendmahl gesprochen. Ich denke nicht, dass der ÖRK darüber nun gleich zerbrochen wäre.

In einer globalisierten Welt wäre eine gemeinsame Stimme der Kirchen hilfreich, ja segensreich. Solange die Kirchen sich aber nicht einmal gegenseitig als Kirchen anerkennen, nicht miteinander Abendmahl feiern können, ist es kaum möglich, glaubwürdig die Welt zu mehr Gemeinschaft aufzufordern. Hier hätte in Porto Alegre um mehr innere Gemeinschaft gerungen werden müssen. Es gibt allerdings keine Alternative, als dies weiterhin im ÖRK zu versuchen. Porto Alegre war – bei allen Anfragen - zumindest ein Versuch, die Einigkeit im Geiste erkennbar zu machen. Ich sehe als eine der Konsequenzen, dass wir den ÖRK über den Lutherischen Weltbund und durch eine bessere Allianz der Kirchen der Reformation stützen sollten. Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) etwa könnte eine wesentlich zentralere Rolle spielen. In ihr gibt es auf Grund der Leuenberger Konkordie von 1973 gegenseitige Anerkennung als Kirchen, der Ämter und Abendmahlsgemeinschaft. Wenn sie sich nicht nur als ein theologisches Gesprächsforum verstehen würde, sondern auch als eine Plattform der Kirchen der Reformation in Europa, hätte das Gewicht. Oberlandeskirchenrat Dr. Brandy war im September für unsere Landeskirche bei der Vollversammlung in Budapest dabei. Wenn ich seinen Bericht richtig interpretiere, geht die GEKE in eine solche Richtung und wir sollten das unterstützen.

Das Motto der Vollversammlung lautete: „In deiner Gnade, Gott, verwandle die Welt.“ Dazu haben wir unseren Teil beizutragen. Es sind Menschen, die hier und jetzt aus Glauben Verantwortung zu übernehmen haben. Liebe und Gnade und Vergebung sind nie abstrakt, sondern immer konkret. Nächstenliebe meint Vertrauen und Glau-

ben und Engagement für die Nächsten. Wir können uns nicht zurücklehnen und Gott bitten, er möge doch mal eben etwas tun! Wir sind gefragt, als Haushalterinnen und Haushalter dieser Gnade. Wir vertrauen uns Gott an und mischen uns ein in die Welt. Wir empfangen Gnade und geben Gnade weiter. Wir beten und arbeiten für eine bessere Welt, bis er kommt...

1.2 Auslandsgemeinden

Im Februar durfte ich in Westminster Abbey predigen anlässlich des 100. Geburtstages von Dietrich Bonhoeffer. Die deutsche Auslandsgemeinde hatte das angeregt, und aufgrund des regen Interesses – mehr als 1000 Menschen nahmen teil – bot die anglikanische Kirche ökumenische Gastfreundschaft an. Dass Bonhoeffer für die Ökumene eine tiefe Bedeutung hat, wurde so noch einmal bestätigt. Sein Vikariat in Barcelona, seine Zeit in London und Amerika, seine Aktivitäten in internationalen Organisationen und seine Freundschaften über nationale Grenzen hinweg haben ja ihn und seine Theologie entscheidend geprägt.

Der Gottesdienst und der anschließende, von der deutschen Botschaft in London ausgerichtete Empfang waren ein wirklich bewegendes Ereignis, vor allem, weil eben nicht nur – wie ich erwartet hatte - Deutsche kamen, sondern viele Briten, viele Menschen unterschiedlicher Nationalität mit bewegenden Biografien. Eine ältere Dame etwa war als Kind jüdischer Eltern nach Großbritannien verschifft worden. Ja, ihr Leben wurde gerettet, aber was das mit den Seelen von Menschen getan hat... Sie erzählte mir, sie sehe noch immer das Gesicht ihrer Mutter vor sich, die sie weggeschickt habe mit Tränen in den Augen. Als 10-Jährige ahnte sie nicht, was ihr bevorsteht, aber sie spürte den ungeheuren Schmerz der Mutter. Ein älterer Herr sagte, er habe Mühe gehabt, sich selbst zu finden: den Deutschen ein Jude, den Engländern ein Deutscher... Mir wurde wieder deutlich: wir müssen Lebensgeschichten erzählen. Die Bibel ist ja eine Bibliothek, die solche Geschichten tradiert. Sie gilt es weiterzugeben, und die neuen Geschichten müssen ihren Raum finden.

Ähnliche Geschichten kennen wohl alle Auslandsgemeinden. Im Mai war ich von der Deutschen Gemeinde in Paris eingeladen. Die Anfänge, Probleme und Umbrüche dieser Gemeinde, in der unsere Superintendentin von der Recke und ihr Mann ja viele Jahre gearbeitet haben, sind ebenfalls bewegend. Deutsche in der Pariser Hauptstadt – das war nicht immer einfach. Und auch heute ist die Gemeinde eine spannende Mischung aus zeitweise dort Arbeitenden oder Studierenden, in Paris Gestrandeten, Menschen, die in diese Stadt geheiratet haben etc.

Diese Auslandsarbeit ist wichtig, sinnvoll, sie beheimatet viele Menschen nicht nur kirchlich. Drei Millionen aller Deutschen leben inzwischen im Ausland, einmal abgesehen von allen Deutschstämmigen. Ihnen als Kirche einen Ort der Zugehörigkeit zu geben, ist eine wichtige Aufgabe. Unter dem Motto „Ein Stück Zuhause finden“ hat die EKD die Arbeit der Auslandsgemeinden beschrieben. Wir sollten nicht unterschätzen, welche Rolle sie spielen, etwa für die Integration der Familienmitglieder von Mitarbeitenden deutscher Firmen im Ausland. Oft kommen solche Familien zurück. In Paris fuhr mich ein leitender Mitarbeiter einer großen europäischen Firma zum Flughafen und sagte, die guten Erfahrungen, die seine Frau, seine drei Kinder und er in der Gemeinde gemacht hätten, würden ihn ermutigen, auch in Deutschland neu Anbindung an seine Kirche zu suchen. Das ist eine ungeheure Chance, die wir nur über die EKD sinnvoll wahrnehmen können.

1.3 Partnerkirchen

Im Juli konnte ich zum Jubiläum der Landung der ersten lutherischen Missionare in Tranquebar nach Indien fahren. Vor dreihundert Jahren waren dort die ersten lutherischen Missionare gelandet: Bartholomäus Ziegenbalg und sein Freund Heinrich Plütschau (Hätten Sie gehört, wie schwer diese Namen nicht nur für Inder auszurechen sind, wäre Heiterkeit im Synodenprotokoll notiert worden!).

Indien ist ein faszinierendes Land! Wenn es allerdings wirtschaftlich gesehen immer wieder als technologisches Wunderkind dargestellt wird, ist das nur ein Teilaspekt der Wirklichkeit. Indien ist auch ein Land bitterer Armut und eines brutalen Kastensystems, das sich in allen Bereichen der Gesellschaft spiegelt.

Als kleine Anekdote: Die anderen lutherischen Bischöfe waren meist mit Mitra und großartigen Gewändern anwesend, ich nur im Talar mit Kreuz. Schon hatte ich den schwedischen Bischof gefragt, ob er nicht leicht katholisch sei, und er hatte mir erklärt, ich würde schon noch merken, dass ich eine Mitra brauche. Aber die indischen Christinnen und Christen kamen fröhlich auf mich zu, weil sie genau diese Ausstattung von den überall plakatierten Ziegenbalgbildern kannten: „You are from Ziegenbalg country!“ „O yes!“, habe ich gesagt. So wurde eine kleine Bischöfin in Indien gleich als lutherisch erkannt: keine Mitren, keine bunten Gewänder, nur der schwarze Talar, um nicht abzulenken vom Wort allein.... auch diese Schlichtheit ist Kennzeichen des lutherischen Amtsverständnisses.

Kurzum, ich sollte im Ordinationsgottesdienst von fünf Frauen predigen. Am Tag davor wurde klar, das wird nichts. Die Frauen waren tief enttäuscht, die Synode konnte sich nicht entschließen. Ich habe bei 42 Grad gepredigt – noch nie habe ich eine Gemeinde so ins Schwitzen gebracht! Jedenfalls habe ich mein Bestes getan, um vom Evangelium her das Priestertum aller Getauften zu entwickeln. Am Reformationstag schließlich wurden sie ordiniert und ich freue mich mit

- Cand.Mrs. Jeevajothi Martin
- Cand.Miss R.Cornelia Gunaseeli
- Cand.Miss Suseela Gnanabai
- Cand.Mrs.Dora Thilagavathi
- Cand.Mrs.R. Valarmathi.

Ihnen allen habe ich meine herzlichen Glück- und Segenswünsche übersandt und ebenso ihrer Kirche. Denn ich bin zutiefst überzeugt, dass die Fülle unserer Ämter erst entdeckt wird, wenn Männer wie Frauen sie wahrnehmen. Und nachdem ich wiederum gesehen habe, wie menschenunwürdig viele Frauen in Indien behandelt werden, ist dies für mich zudem ein Zeugnis für die Nachfolge, in der wir stehen.

Ich bin dankbar, diese Erfahrungen machen zu dürfen, dafür danke ich auch meiner Kirche! Gleichzeitig will ich betonen: Solche Besuche sind keine Lustreisen. Ökumenische Gäste leben übrigens nicht in Luxushotels. Sie besuchen Menschen in ihrer Heimat. Dadurch sind sie nie Fremde, erfahren aber auch zumindest als Ahnung, was ein Leben unter den Bedingungen extremer Armut bedeutet. Der Wirtschaftsindex eines Landes jedenfalls sagt nichts über die Realität. Ich erinnere mich an eine Fahrt durch das stickig-heiße Chennai, eingequetscht zwischen Landessuperintendent Jantzen und Oberlandeskirchenrat Kollmar in einem dieser höllischen dreirädrigen

gen Taxen. An einer Ampel hielt der Fahrer wild hupend. Im Rinnstein lag ein Mann. Ich dachte, er sei tot. Da drehte er sich auf die Seite und sah mich aus halboffenem Auge an. Die Ampel sprang auf grün, wir fuhren weiter. Der barmherzige Samariter wäre ausgestiegen... Wir sind schuldhaft verstrickt in die globalisierte brutale Wirklichkeit dieser Welt.

Das wichtigste ist: Reisen bildet in der Tat und es erweitert den Horizont. In den ersten drei Jahren, in denen ich Bischöfin unserer Kirche war, habe ich die Landeskirche nicht verlassen, um mich ganz bewusst zu beheimaten. Ich denke, Verortung und Beheimatung sind wichtig. Ich habe allerdings gemerkt, dass es eben gleichzeitig wichtig ist, auch einmal von außen auf unsere Kirche zu schauen. Da steht mir der Pastor in Südindien vor Augen, der fünf Kirchen gebaut hat. Sie sind alle noch im Rohbau. Sie müssen geschützt werden vor muslimischen Angriffen mit Stacheldraht, am besten mit einer Mauer. Aber er baut, im wahrsten Sinne des Wortes Stein auf Stein. Er sagte mir in einem Dorf: „Hier leben zweihundert Familien. Hundertfünfzig sind schon Christen. In ein paar Jahren sind es alle!“ Das ist eine missionarische Zuversicht, die beeindruckt. Und das ist ein Gebäudemanagement, das mich etwas gelassener sein lässt mit Blick auf unsere Herausforderungen (auch wenn OLKR Schmidt durch eine solche Bemerkung nicht unbedingt gleich leichter ums Herz wird...).

Bei aller Begeisterung für die wachsenden Kirchen des Südens ist aber auch zu sehen, dass wir unsererseits theologische Erfahrung in den Dialog einbringen müssen. Einmal wurden wir in einem Dorf im dicht gedrängten Zug von Menschen aufgehalten, weil Frauen uns mit einer roten Brühe Kreuze auf die Stirn malten und den Rest dieser Brühe vor unsere Füße kippten – damit uns der böse Blick nicht treffen möge. In einem Schauspiel in einem anderen Dorf setzte sich ein Junge auf einen Stuhl und klebte fest. Zur großen Erheiterung des anwesenden Dorfes versuchte man ihn loszuziehen durch Beschwörungen, Sufitänze und ähnliches. Schließlich kam ein Pastor, sprach ein Gebet und der Junge kam frei. Nun mögen sie das als Metapher christlicher Freiheit sehen. Aber wir müssen auch darauf schauen, wie das Evangelium vermittelt wird. Christentum ist keine Angstreigion, und sie hat nichts mit Zauber zu tun. Sie ist auch nicht magisch, wie so manche selbst ernannte Heiler vermitteln, Gesundwerden ist kein Zeichen der Gnade Gottes. Ein Zeichen der Gnade mag es sein, die Kraft zu finden, mit der Krankheit zu leben und eventuell auch zu sterben.

So ist Ökumene in der Tat ein Geben und Nehmen. Wir können neu missionarisches Engagement lernen. Unsere Partnerkirchen in Übersee können das Ringen um ein angemessenes Zusammenspiel von Glaube und Vernunft von uns lernen. Deshalb bin ich dankbar, dass so viele unserer Gemeinden und Kirchenkreise ihre ökumenischen Partnerschaften intensiv wahrnehmen. Bei Kirchenkreisbesuchen, wie zuletzt in Nienburg, wird immer wieder deutlich, wie prägend, horizonterweiternd und bereichernd diese Partnerschaften wirken. Diese Partnerbeziehungen möchte ich ausdrücklich fördern und stützen.

1.4 Dritte Europäische Ökumenische Versammlung

Im Frühjahr war ich in diesem Jahr in Sibiu (Hermannstadt) zur Vorbereitung der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung. Mich hat die Geschichte der Siebenbürger Sachsen sehr bewegt. Wie stark haben sie diese Stadt geprägt, und was für ein Trauerspiel ist es, dass 1989 noch 17.000 Menschen zur lutherischen Gemeinde in Hermannstadt zählten, heute nur noch 1.500! Durch viele Begegnungen,

aber besonders beim Frühstück mit dem Pastorenehepaar. Kilian und Elfriede Dörr (samt ihrer kleinen Tochter Paula), habe ich viel gelernt über die Geschichte dort und die Herausforderungen heute. (Wenn Sie mögen, können sie manches auf der Website der Gemeinde nachlesen unter <http://www.evangel.ro/hermannstadt> oder beim Institut für ökumenische Forschung, das erst letzte Woche seine Website gestartet hat: www.ecum.ro). Manche Siebenbürger Sachsen verkauften 1990 Haus und Hof für 2000 Euro mit allem Inventar, nur um wegzukommen, endlich in Freiheit leben zu dürfen, vor allem mit Perspektiven für die eigenen Kinder und Enkel. Aber Deutschland wird ihnen nur schwer Heimat. Wer im Museum sieht, wie eng die Strukturen waren, wie klar die soziale Kontrolle, kann ahnen, was der Neuanfang in Deutschland auch an Schock in sich barg. Elfriede Dörr erzählte von der Beerdigung einer alten Dame, zu der die Kinder aus München anreisten. Sie wollten nichts mitnehmen, weder die Fotos an der Wand, noch die handgestickten Schleifen. Aber diese Erinnerungen sind doch auch Beheimatung...

Wie wichtig aber ist die Existenz unserer lutherischen Kirche dort auch als kleine Minderheit! Es ist gut, dass wir sie unterstützen im Rahmen von Austausch und auch Finanzen, weil die lutherische Präsenz in diesen Ländern manches Mal ein gewichtiges Korrektiv darstellt, wenn es um die Wahrnehmung von Kirche geht. Beim Gottesdienst in der lutherischen Kirche habe ich die Gegenerfahrung zu Tranquebar gemacht: es war SEHR kalt. Die Pastoren der lutherischen Kirche dort haben allerdings einen wunderbaren Wintertalar, der innen mit Schaffell gefüttert ist und außen mit einem Wolfspelz. Was das Schaf im Wolfspelz bedeutet, darüber ließe sich trefflich meditieren....

Sibiu wird nicht nur Kulturhauptstadt Europas 2007 sein, sondern auch der Tagungs-ort der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung. Pastor Michael Riedel-Schneider hat ja bereits in der Andacht gestern darauf hingewiesen, und auch die Ausstellung im Foyer gibt nähere Informationen. Die Konferenz Europäischer Kirchen und die EKD haben mich gebeten, in der Planungsgruppe mitzuwirken.

Ich habe diese Mitwirkung zugesagt, weil ich mich gut an die Erste Europäische Ökumenische Versammlung in Basel 1989 unter dem Motto „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ erinnere. Sie wurde zu einem Ort für die Vision der Kirchen von einem gemeinsamen europäischen Haus. Veränderung lag in der Luft, das war damals spürbar. Nach 1989 boten die revolutionären Umwälzungen in Mittel- und Osteuropa auch auf politischer Ebene in unerwarteter Weise die Chance, gesamt-europäische Optionen zu denken und zu gestalten. Der europäische Einigungsprozess bekam eine neue Dimension. Es entstand die Vision eines Europas als Einheit in Vielfalt, das politisch und wirtschaftlich zusammenwächst und das die Mitgliedsstaaten vor große Aufgaben und Herausforderungen stellt. Den Kirchen wurde zugetraut, die ethische, ja seelische Grundlage für die notwendige Gemeinsamkeit beizutragen.

Nach der – viel zu schnell vergangenen - Phase der Freude und Dankbarkeit angesichts der umwälzenden Entwicklungen wird heute eher kritisch gefragt: Ist Europa nicht geprägt von einer einseitigen Dominanz ökonomischer Interessen und einem ungezügelter Liberalismus? Ist das ganze Europa im Blick, oder besteht nicht die Gefahr, dass Europa in einen integrierten Westen und einen desintegrierten Osten zerfällt? Wird es ein offenes und wohnliches „Haus“, das allen gleiche Chancen und Lebensrechte bietet und von einem solidarischen und menschengerechten Miteinander geprägt ist? Welches sind die geistig-religiösen Werte eines vereinten Europas?

Welche Rolle wollen die Kirchen bei der Entwicklung und Gestaltung Europas spielen? In diesen Fragen drückt sich bei vielen Menschen im Osten wie im Westen die Sorge um den Verlust der sozialen und spirituellen Dimension Europas aus.

Mir liegt daran, dass wir als Kirchen die Chance nutzen, die jüdisch-christlichen Wurzeln Europas als prägende Kräfte einzubringen. Europa kann nicht nur eine wirtschaftliche oder politische Gemeinschaft sein, es braucht wahrhaftig eine Seele. Und die findet sich in gemeinsamen Glaubenswurzeln, Grundüberzeugungen und Werten. In Aurich habe ich beim Sprengelempfang letzte Woche ausführlich erläutert, warum ich nicht sehe, wie und warum in dieser Lage der Herausforderung und Selbstvergewisserung, der Beitritt der Türkei hilfreich sein soll.

Angesichts der Kriege im ehemaligen Jugoslawien sahen die Kirchen 1997 während der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz das Thema „Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“ als besondere Herausforderung. Sie beschlossen, die „Charta Oecumenica - Leitlinien für die Zusammenarbeit der Kirchen in Europa“ zu schreiben, in der sich Christinnen und Christen Europas zum gemeinsamen Zeugnis der versöhnenden Kraft Christi und zu einer glaubwürdigen Zusammenarbeit verpflichten.

Diese Selbstverpflichtungen beziehen sich auf konkrete Themen – von der Zusammenarbeit in Theologie und Gemeinde bis zum gemeinsamen Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung angesichts der globalen Herausforderungen. Sie prägen den Prozess der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung im September 2007 in Sibiu/ Hermannstadt, Rumänien und sind sozusagen ihr Herzstück. Unter dem Titel „Das Licht Christi scheint auf alle. Hoffnung auf Erneuerung und Einheit in Europa“ gestaltet sich die Versammlung bereits im Vorfeld als Prozess, als Weg in vier Stationen, auf dem anglikanische, orthodoxe, evangelische und katholische Christinnen und Christen in diesem und im nächsten Jahr unterwegs sein werden.

Durch Begegnungen im Januar 2006 in Rom, jetzt auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene, im Februar 2007 in Wittenberg und schließlich im September auf der Abschlussveranstaltung in Sibiu /Hermannstadt wollen sich Christinnen und Christen aus allen europäischen Kirchen weiter über ihre gemeinsamen Aufgaben in Europa verständigen. Wie auf einer Pilgerfahrt sollen Begegnungen mit den verschiedenen Themen und Traditionen Europas möglich werden.

Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) lädt gemeinsam mit dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) Bischöfe und Kirchenleitungen, Menschen in Basisgruppen und ökumenischen Netzwerken, in Jugendverbänden und Gemeinden ein, diesen Weg des Nachdenkens über unseren Beitrag für die Seele und Gemeinsamkeit Europas zu gehen und sich in den Dialog einzubringen. Dabei verfolgt die EÖV3 das Ziel, weitere Schritte auf dem Weg der Versöhnung zu gehen, um

- die unter Christinnen und Christen in Europa bereits bestehende Gemeinschaft gemeinsam zu feiern und zu bezeugen
- die Kenntnis und Wertschätzung unserer verschiedenen religiösen Traditionen zu vertiefen
- das europäische ökumenische Netzwerk zu stärken und auszuweiten.

Das Besondere an der EÖV3 gegenüber Basel und Graz ist, dass es ein Weg, ein Prozess in vier Stationen ist, der sich über knapp zwei Jahre erstreckt. Der Weg hat mit einer ersten Station in Rom Ende Januar 2006 begonnen mit einer Auftaktveranstaltung mit 150 Delegierten aus Kirchen, Bischofskonferenzen, ökumenischen Organisationen, Gemeinschaften und kirchlichen Bewegungen in einer von der römisch-katholischen Kirche und deren Tradition geprägten Stadt.

Neben Kardinal Kasper durfte ich einen der beiden Hauptvorträge in Rom halten. Der vorgegebene Titel lautete: „Die ökumenische Situation in Europa“, und ich habe versucht, die Ernüchterung der vergangenen Jahre anhand von unterschiedlichen Vorgängen zu schildern. Auch habe ich deutlich gemacht, dass die Trennung am Tisch des Herrn schmerzhaftes Zeichen unserer Spaltung ist und bleibt. Dennoch habe ich meiner Überzeugung Ausdruck gegeben, dass die traditionellen Kirchen mit ihren konfessionellen Grundüberzeugungen vor enormen Herausforderungen stehen - und zwar gemeinsam! Europa braucht die gemeinsame Stimme der Kirchen

Wir befinden uns zur Zeit auf der zweiten Station des gemeinsamen Pilgerweges durch Europa. Zum Prozess der EÖV3 gehören lokale, regionale und nationale Treffen in den einzelnen Ländern, teilweise auch über Staatsgrenzen hinweg, die in diesem und im nächsten Jahr durchgeführt werden sollen. Europaweit sind Menschen in Kirchen, Gemeinden, Verbänden, Geistlichen Gemeinschaften, Gruppen und Netzwerken sowie in den Kirchenleitungen eingeladen, sich auf den Weg zu machen: Mit großen und kleinen Begegnungen und Projekten auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene, mit Wallfahrten und Pilgerwegen.

Es hat sich für die Vorbereitung in Deutschland eine ökumenisch besetzte Arbeitsgruppe gebildet, in der Vertreterinnen und Vertreter der Ökumenischen Zentrale der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirche (ACK), Baptisten, Methodisten, Orthodoxe, die Deutsche Bischofskonferenz (DBK), die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Mitglieder aus dem Zentralausschuss der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und des Rates der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) und die lokale Kirche in Wittenberg vertreten sind. Sie bereitet die Versammlung in Wittenberg mit vor und stellt Informationen und Materialien für die zweite Station der EÖV3 zur Verfügung und begleitet so den Prozess.

Ein Informationsflyer ist vorhanden. Parallel dazu gibt es eine Internetseite unter www.oekumene3.eu mit Informationen zu den Stationen der EÖV3, den vorausgegangenen Europäischen Ökumenischen Versammlungen und der Charta Oecumenica, Anregungen, Materialien, Links und News. Informationen über den Prozess der EÖV3 auf europäischer Ebene finden Sie auf der gemeinsamen website von CEC/CCEE unter www.eea3.org.

Vom 4. bis 6. Dezember 2006 findet eine bundesweite offene Tagung in der Evangelischen Akademie in Loccum statt, bei der Bischof Gerhard Feige, Magdeburg und ich mitwirken werden. Vom 15. bis 17. November 2006 hat in unserem Michaeliskloster in Hildesheim eine Europäische liturgische Werkstatt Gebete und Lieder für Sibiu entworfen. Der Kirchentag in Köln wird durch eine Themenhalle „Europa“ einen wichtigen Akzent in der Vorbereitung leisten.

Als dritte Station werden sich in Wittenberg vom 15. – 18.02.2007 150 Delegierte aus ganz Europa treffen in der Lutherstadt zum Thema „Die Gabe des Lichtes wahrnehmen, die das Evangelium Christi Europa heute schenkt“. An dieser bedeutenden

Stätte des Protestantismus in Europa sollen die Frömmigkeitstraditionen der reformatorischen Kirchen in den Vordergrund rücken, zugleich aber auch die Herausforderungen des Christentums in einer weithin säkularen gesellschaftlichen Umgebung zum Thema gemacht werden. Dieser dritte Schritt soll die zweite konfessionelle Prägung Europas deutlich hervortreten lassen.

Die abschließende Versammlung in Sibiu findet vom 04. – 09.09.2007 statt. Aus unserer Landeskirche sind Pastor Dirk Stelter, der neue Referent für Ökumene im HkD, Pastorin Marina Kortjohann, die Vorsitzende des synodalen Ausschusses für Ökumene, Klaus Israel, Laie aus Lüneburg, Kirchenkreisamtsleiter, der als Jugenddelegierte in Basel war und stud. theol. Lena Borgers dabei sowie Michael Riedel-Schneider aufgrund der Vorbereitungsarbeit und ich selbst als KEK-Mitglied im Vorbereitungsausschuss. Ich hoffe, die Versammlung wird auch für unsere Landeskirche Impulse bringen.

In der vergangenen Woche nun fand die Vorbereitung der dritten Station der Versammlung in Wittenberg statt. Einer der zentralen Diskussionspunkte war erneut der Gottesdienst. Was wir zusammen feiern, soll auf Bitten der orthodoxen Christen nicht Gottesdienst genannt werden, weil sonst eucharistische Gemeinschaft impliziert sein könnte. Die Andachten sollen fein säuberlich getrennt stattfinden, die Anderen dürfen teilnehmen. Manches Mal bin ich bei solchen Diskussionen am Rande der Geduld. Was wollen wir denn Europa sagen, wenn wir nicht in der Lage sind, selbst Einheit zu praktizieren über unsere dogmatischen Grenzen hinweg? Müsste da nicht, so habe ich gefragt, eine solche ökumenische Versammlung eine einzige Bußveranstaltung sein, weil wir zur Trennung in der Welt beitragen?

Was mich immer wieder versöhnt, sind die Begegnungen mit den Menschen, die mich auch selbst verändern. Nie gehen wir aus einer intensiven Begegnung ja unverändert hervor. Da ist der orthodoxe Professor, der wacker gegen die Mehrheitsmeinung sagt: „Aber wir müssen doch voranschreiten!“ Da ist die junge Theologin, die unbeirrt um ihre Wortmeldung kämpft, auch wenn der Metropolit sie schon dreimal zurückgewiesen hat. Da sind Schicksale und Glaubensüberzeugungen, da ist Gottvertrauen auf sehr unterschiedliche Weise gelebt, dass ich bewegt bin, wie vielfältig Gott uns begegnen kann. Ja, ich bin ökumenisch ungeduldig. Und gleichzeitig schlägt mein Herz für die Ökumene, weil ich zutiefst überzeugt bin, dass uns mehr verbindet als uns trennt und dass wir in einer Welt der Religionsvielfalt und der Säkularisierung zum gemeinsamen Zeugnis gerufen sind. So hoffe ich, die Dritte Europäische Ökumenische Versammlung setzt ein Zeichen, dass Christinnen und Christen durch ihren Glauben und ihr Handeln Europa auch in Zukunft und gemeinsam prägen werden.

1.5 Römisch-katholische Kirche

Für uns in Deutschland ist beim Begriff „Ökumene“ meist weniger der internationale oder gremienorientierte Ansatz von ACK, GEKE, KEK oder ÖRK im Blick, sondern eher das interkonfessionelle Gespräch mit dem römischen Katholizismus. Und dieses Gespräch ist derzeit durchaus angespannt.

Bei einem Internationalen Ökumenischen Forum im Herbst 2005 in Gnesen hat der Ratsvorsitzende Bischof Huber deutlich erklärt, Ziel der Ökumene sei für Protestanten nicht administrative, juristische oder dogmatische Uniformität, sondern Kirche-Sein im ständigen Prozess des Werdens, ein Geführt-Werden zu immer tieferer Ge-

meinschaft. Ökumene der Profile sei für ihn ein zutreffender Begriff, wenn wir nach einer Phase der Entdeckung gemeinsamer theologischer Grundüberzeugungen und der Überwindung gegenseitiger Verwerfungen auf der Grundlage gegenseitigen Respekts die Frage klären, was die Merkmale bzw. Kennzeichen der jeweiligen Kirche sind.

Kardinal Kasper erklärte, es gehe um Seriosität in den Grundlagen und Klarheit in der Zielbestimmung. Hier sieht er eine entscheidende Differenz. Ich zitiere: „Die katholische Kirche meint – und dabei stimmt sie mit der orthodoxen Position grundsätzlich überein – eine wirkliche Einheit in der Verschiedenheit, d.h. eine Einheit im einen Glauben, in denselben Sakramenten und im einen apostolisch begründeten Bischofsamt. ... Dagegen hat sich auf evangelischer Seite in den letzten Jahrzehnten in weiten Teilen eine andere Auffassung durchgesetzt, die man als Verschiedenheit ohne wirkliche Einheit bezeichnen muss. ... Wenn ein solches Nebeneinander unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Kirchenformen als Ökumene der Profile definiert wird, dann ist das für uns entschieden zu wenig. Damit täuscht man etwas vor, was in Wirklichkeit nicht existiert.“

Der russisch-orthodoxe Bischof Hilarion Alfeyev führte aus, die orthodoxe Kirche hoffe, die römisch-katholische Kirche werde ihre traditionelle Lehre trotz Außendruck beibehalten und Liberalismus, Säkularismus und Relativismus bekämpfen. Er schlage eine Europäische Katholisch-Orthodoxe Allianz vor, die eine gemeinsame Position hinsichtlich der zentralen sozialen und ethischen Herausforderungen erarbeite und mit einer Stimme spreche.

Ich bin auf Gnesen ausführlicher eingegangen, ohne gleich zu werten, weil ich meine, hier wurde zum ersten Mal eine Tendenz öffentlich belegt, die viele in der Ökumene seit einiger Zeit wahrnehmen. Der Protestantismus wird teilweise als eine Art vorübergehende Fußnote der Geschichte angesehen und verdächtigt, sich dem Zeitgeist anzupassen. Wenn etwa von orthodoxer Seite derartiges geäußert wird, nimmt das übrigens leider auch so manche innerprotestantisch kirchenkritische Stimme gern auf. Die kulturelle Leistung des Protestantismus, seine Fähigkeit, Glaube und Vernunft, biblisches Zeugnis und Moderne zusammenzuhalten aber, wird dabei völlig unterschätzt. Sie macht uns m. E. aber zukunftsfähig in einer pluralen und globalisierten Welt.

In einer Linie mit der vermuteten Tendenz steht die Rede des Papstes in Regensburg am 12. September 2006. Sie wurde öffentlich vor allem wegen der Zitate des Kaisers Manuel II. Palaeologos 1391 zum Islam wahrgenommen. In dieser Rede gibt es aber auch eine klare Abgrenzung vom reformatorischen Anliegen. Mit der Enthelienisierung habe die Reformation zu einer Verkürzung der Theologie beigetragen. Ich zitiere: „Das Sola Scriptura sucht ... die reine Urgestalt des Glaubens, wie er im biblischen Wort ursprünglich ist.“ Gerade die Wertschätzung des Subjekts aber sei problematisch: „Das Subjekt entscheidet mit seinen Erfahrungen, was ihm religiös tragbar erscheine, und das subjektive ‚Gewissen‘ wird zur letztlich einzigen ethischen Instanz. So aber verlieren Ethos und Religion ihre gemeinschaftsbildende Kraft und verfallen der Beliebigkeit. Dieser Zustand ist für die Menschheit gefährlich...“

Nun, mir ist klar, dass dieser kleine Exkurs der gesamten Rede und auch der vielerorts gelingenden Ökumene nicht gerecht wird. Ich will lediglich eine in so manchem Gespräch wahrnehmbare Tendenz einbringen, die Landesbischof Friedrich ja gestern auch angedeutet hat: Teile der Orthodoxie und des römische Katholizismus nä-

hern sich einander an, meist bewusst unter Abgrenzung vom Protestantismus. Der epd meldete vergangene Woche (ZA Nr. 228/24. November), die Papstreise in die Türkei diene vor allem der Annäherung an die Orthodoxie. Wir werden das als Lutherische Kirchen mit Interesse beobachten, aber auch mit der notwendigen inneren Klarheit und ohne Angst. Wir sind gewiss, dass wir sehr wohl Kirche sind, Kirche sein werden und öffentliche und kulturelle Prägekraft haben. Ich kann Landesbischof Weber/Braunschweig nur zustimmen, wenn er als Catholica Beauftragter der VELKD vor derselben Synode sagt: „Leider wird nur unzureichend ausgeführt, dass es Luther gerade um den rechten Gebrauch der Vernunft gegen den Aristotelismus in der Theologie ging, also ganz wesentlich um die Frage von Glaube und Vernunft.“

Landesbischof Friedrich sagte gestern, er befürchte, die lutherische Position könne im Gespräch zwischen römischem Katholizismus und Orthodoxie ausgegrenzt werden. Nun steht Johannes Friedrich wacker für unsere lutherische Position ein. Aber ich meine, wir sollten bei aller Dialogbereitschaft selbstbewusst und angstfrei unsere Position vertreten, die meines Erachtens im 21. Jahrhundert von entscheidender Perspektive gerade für diejenigen ist, die Glaube und Vernunft zusammenhalten wollen. Uns verbindet mehr als uns trennt. Aber manches trennt uns nun einmal auch. In dieser Spannung werden wir das Gespräch fortführen, in der Hoffnung auf mehr Gemeinschaft, die ja vor Ort vielerorts schon gelebt wird.

1.6 Projekt Fairer Kaffee

Wie nun wird Ökumene konkret, wie setzt sich Einsicht um in Handeln? Mit „Brot für die Welt“ und dem Evangelischen Entwicklungsdienst wird das immer wieder deutlich. Ich bin auch besonders dankbar, dass unsere Landeskirche das Zwei-Prozent-Ziel für KED-Mittel bei allen Sparmaßnahmen nicht aus dem Blick hat fallen lassen. Vizepräsident Krämer hat dies ja gestern erläutert.

Lassen Sie mich daher zum Abschluss dieses Themas noch einen sehr praktischen, erfahrbaren Aspekt benennen. Unsere Landeskirche ist eine von fünf, die die EKD-weite Aktion „Fairer Kaffee in die Kirchen“ von EED und „Brot für die Welt“ in einer Pilotphase umsetzt. Die Aktion geht auf eine Empfehlung der EKD-Synode von 2002 zurück. Darin werden die Landeskirchen gebeten, (mehr) fair gehandelte Produkte in kirchlichen wie auch diakonischen Einrichtungen und zwar über die bis dahin schon engagierten Gemeinden hinaus abzunehmen. Im Blickfeld liegen ausdrücklich die Großverbraucher wie kirchliche Verwaltungen, Tagungshäuser, Freizeitheime, Krankenhäuser, Senioren- und Behindertenwohnheime. Ein EKD-weiter Rahmenvertrag ist mit der gepa abgeschlossen worden und kommt den Großverbrauchern entgegen.

Ausgangspunkt für das landeskirchliche Projekt sind die im Sommer 2005 vorgefundenen Zahlen: Von ca. 800 großen Einrichtungen (keine Kirchengemeinden) in der Landeskirche nahmen elf fair gehandelten Kaffee. Diese Anzahl soll im Projektzeitraum (Sommer 2005 bis Sommer 2007) um 20 Prozent gesteigert werden.

Mittlerweile konnten nicht nur das Landeskirchenamt und die Bischofskanzlei, sondern auch drei Diakonische Einrichtungen (Diakonische Werke Osnabrücker Land, Herbergsverein Wohnen und Leben, Lüneburg und das Michaelisheim in Hildesheim) sowie Tagungshäuser (z.B. Lutherstift Falkenburg, Predigerseminar Celle) gewonnen werden. Weitere zwei diakonische Einrichtungen und eine Familienferienstätte stehen in Verhandlungen. Damit sind die angestrebten 20 Prozent gut erreicht, aber es sollen noch mehr werden.

Vor einem Jahr haben Sie sich als Landessynode mit dem Projekt beschäftigt und das Präsidium gebeten zu prüfen, ob es nicht möglich ist, während der Tagungen fair gehandelten Kaffee zu trinken und auch zu bezahlen. Nach einer Übergangslösung im Sommer (und intensiven Gesprächen) ist nun das Catering Unternehmen des Henriettenstiftes bereit, bei den Synodentagungen Gega-Kaffee auszuschenken. Ich danke allen, die sich hier engagiert haben, allen voran Frau Johnstorf. Schon als KED-Beauftragte in Kassel vor vielen Jahren war mir der fair gehandelte Kaffee ein Anliegen, weil hier exemplarisch entwicklungspolitisches Lernen und praktische Solidarität verknüpft sind.

Ich habe bewusst am Schluss dieses Schwerpunktteils ein sehr praktisches Beispiel gewählt. Konkrete, abgegrenzte Projekte bergen Lernerfahrungen, Erfolgserlebnisse und bringen uns so weiter. Damit sind immer auch persönliche Begegnungen verbunden. Die sind meines Erachtens ohnehin das Herzstück der Ökumene. Selbst wenn die Strukturen und offiziellen Verlautbarungen Krise signalisieren, sind die Begegnungen von Menschen überzeugend und motivierend. Ja, eine „Theologie der Freundschaft“ ist und bleibt wohl der Motor der ökumenischen Bewegung, vielleicht sogar der Kirche insgesamt.

2. Kirche der Freiheit

Im Sommer ist unter dem Titel „Kirche der Freiheit“ ein Impulspapier des Rates der EKD erschienen. Eine kleine Arbeitsgruppe, zu der auch Präsident von Vietinghoff gehörte, hat den Text vorbereitet.

Öffentlich stand zuallererst die Kritik im Vordergrund. Bevor ich darauf eingehe, möchte ich den Prozess erst einmal würdigen. Dass auf Initiative des Ratsvorsitzenden Bischof Huber ein solcher Vorstoß für die gesamte EKD erfolgt ist, scheint mir weniger ein Zeichen von Zentralismus als von Reformkraft. Wir wissen doch, wie die Lage sich verändert, allein schon aus demografischen Fakten. Jetzt nur darauf zu starren, wie das Kaninchen auf die Schlange, wäre fatal. Der deutsche Protestantismus hat die Kraft zu gestalten. *Ecclesia reformata semper reformanda*, das wissen wir. Da ist nicht banges Festhalten gefragt, sondern energisches Gestalten. Und Freiheit ist **das** zentrale Thema der Kirche der Reformation! Ich habe das ja schon mehrfach vor der Synode entfaltet. Und manches Mal braucht es schlicht einen Impuls, damit in aller Freiheit diskutiert werden kann, was dieses reformatorische Leitmotiv heute bedeutet. Ja, Gottvertrauen ist die zentrale christliche Lebenshaltung. Aber mit Gottvertrauen zu entschuldigen, dass keine Konzepte entworfen werden, dass nicht in der Gegenwart für die Zukunft geplant wird, das ist keine vor Gott und den Menschen verantwortliche Haltung.

Natürlich ist die Kirche keine Institution, die per To-do-Liste reformiert werden kann. Das hatte im Ernst niemand im Sinn, der den Text mitentworfen hat. Bischof Huber hat in seinem Vorwort ausdrücklich betont, dass kritische Stellungnahmen und konstruktive Weiterentwicklungen erwünscht sind. Einen derart breiten Diskussionsprozess weit über die Grenzen der Landeskirchen hinaus, hat es noch nie gegeben. Ich erlebe allerorten Kirchenvorstände, Pfarrkonferenzen, Kirchenkreistage, Ephorenkonvente, Studiengruppen, die den Text beraten. Das ist ein hervorragendes Signal! Beim Zukunftskongress in Wittenberg Ende Januar wird Gelegenheit sein, die Themen ausführlich zu beraten. Unsere Landeskirche wird durch 20 Personen vertreten

sein. Dort wird es intensive Beratungen geben. Danach sind Profilierung durch Jahresthemen und weitere Großereignisse geplant. Sie werden auch durch das Schwerpunktthema der EKD-Synode im November 2007 „Aufbruch in der Evangelischen Kirche“ klare Struktur gewinnen. Ein Prozess der „kleinen Wittenbergs“ und der virtuellen Kommunikation soll die Richtung mitbestimmen.

Vielleicht ergibt sich in unserer Landeskirche ja auch eine besondere Leuchtflecken-Profilierung in Celle. Die Initiative, dass die VELKD dort ihre bereits existierende Gemeindeakademie zu einem Kompetenzzentrum oder auch Leuchtflecken der Fortbildung von Ehrenamtlichen ausbaut, halte ich für einen hervorragenden Ansatzpunkt.

Auch ich habe mich an manchen Punkten gefragt, ob die gelebte und gelingende Kirchlichkeit vor Ort genügend gewürdigt ist und ob nicht die Leuchtfleckenmetaphorik an manchen Punkten überzogen ist. Aber der Grundtendenz stimme ich zu: Notwendig ist ein Mentalitätswandel und zwar in den genannten vier Handlungsfeldern:

- ▶ den kirchlichen Kernangeboten
- ▶ bei allen kirchlichen Mitarbeitenden
- ▶ im kirchlichen Handeln in der Welt
- ▶ bei der kirchlichen Selbstorganisation.

Wenn dabei beispielsweise von „Taufquote“ die Rede ist, mag das manche schrecken. Aber ist nicht auch eine Wahrheit darin, dass wir den Menschen nachgehen müssen, uns auch anbieten müssen mit den Inhalten des Glaubens und den Leistungen der Kirche? Ich verstehe nicht, warum dieser Gedanke so viel Abwehr erzeugt. Wir sind doch Kirche für die Menschen! Der Zugriff auf die Meldedaten online ermöglicht, dass eine Kirchengemeinde am Tag nach der Eintragung einer Geburt im Standesamt dieses Kind datenmäßig wahrnimmt. Sie könnte dann die Eltern beglückwünschen und zur Taufe einladen, statt darauf zu warten, ob sie sich eventuell melden. Es geht darum, auf die Menschen zuzugehen!

Mich erreichen in der Kanzlei viele Briefe von Menschen, die enttäuscht und verletzt sind, weil sie abgefertigt oder abgewiesen werden mit ihren individuellen Wünschen und Fragen. Doch, da ist in der Tat ein Mentalitätswandel notwendig, bei Mitarbeitenden und in Strukturen! Das Beharrungsverhalten wird uns jedenfalls nicht zukunftsfähig machen, davon bin ich überzeugt. Um Mut zur Zukunft geht es, und den können wir getrost haben, weil wir ja wissen: wir sind es gar nicht, die die Kirche erhalten, sondern das ist der da ist, der da war, der da kommt....

Wenn viele klagen, nicht beteiligt gewesen zu sein an der Konzeption des Papiers, kann ich das nachvollziehen. „Kirche der Freiheit“ ist aber grundsätzlich nicht als Endpunkt eines Prozesses zu verstehen, sondern eben als Impulspapier. Die Zeit der Beteiligung ist **jetzt**, es gilt, auf den Impuls zu reagieren. Wer eine stärkere theologische Grundlage einfordert, lese den Bericht des Ratsvorsitzenden vor der EKD-Synode Anfang November in Würzburg.

Zu hoffen ist, dass am Ende eine gemeinsame Strategie der Gliedkirchen steht und nicht erneut Kleinstaaterei. Die kritischen Stimmen, gerade auch der Pfarrerschaft, werden dabei sicher Gehör finden. Mir liegt daran, dass wir würdigen, was Pastorinnen und Pastoren leisten, Tag für Tag und nie in einer 38,5-Stunden-Woche. Sie

stehen ein für glaubwürdige Verkündigung und Nächstenliebe, für unsere Kirche an ihrem Ort. Verständnis habe ich auch für die Stimmen, die mehr Theologie und weniger Strategie fordern. Allerdings sollten sie auch beachten, dass es der Charakter eines Impulspapiers ist, Diskussionen in Gang zu setzen und nicht ein Kompendium der EKD in Geschichte und Gegenwart abschließend darzustellen.

Die öffentliche Diskussion des Impulspapiers hat leider selten den Gesamtentwurf gewürdigt, sondern macht sich vor allem an dem Vorschlag fest, 2030 solle es zwischen 8 und 12 Landeskirchen geben, die sich an den Grenzen der großen Bundesländer orientieren und nicht weniger als eine Millionen Mitglieder haben. Das ist eines von insgesamt 12 konkreten Zielen! Ich bitte herzlich darum, auch die anderen elf wahrzunehmen! Als Ziele sind sie bewusst markant formuliert, um die Diskussion anzuregen. Aber natürlich haben sich alle kleinen Landeskirchen sofort getroffen gefühlt, und es wurde das Loblied der kleinen Kirchen gesungen, die angeblich mehr Identifikation, Menschennähe und Zugehörigkeitsgefühl vermitteln.

Ich kann das durchaus nachvollziehen und habe auch deutlich gesagt, dass unsere hannoversche Landeskirche niemanden drängen wird, die eigene Existenz in Frage zu stellen. Was mich aber befremdet, ist die Behauptung, Identität sei nur im Kleinen möglich, da sei kurzgefasst „alles besser“. Die „Nähe zu den Menschen“ ist keine Frage von Größe der Kirchenkreise oder Landeskirchen, sondern sie entscheidet sich daran, ob eine Gemeinde Anknüpfungspunkte bietet, beispielsweise als Kirche bei Gelegenheit, durch den Besuchsdienst, im Krankenhaus, als Kirche im Tourismus, am Flughafen etc.

In unserer Landeskirche erlebe ich ein deutliches Bewusstsein für Zugehörigkeit. Ob in Aurich oder Osterode, im Wendland oder im Emsland, unsere Mitglieder wissen sehr wohl, zu welcher Landeskirche sie gehören und begrüßen auch mich immer sehr bewusst als „unsere Landesbischofin“. Identität und Zugehörigkeit hängen nicht von Größe ab, sondern von Prägekraft! Zudem haben große Kirchen gerade in schwierigen Zeiten die Kraft, übergemeindliche Strukturen und Institutionen zu erhalten und sogar neu zu entwickeln. Ich denke an unsere Akademie in Loccum, an das Zentrum für Gesundheitsethik, an das Haus kirchlicher Dienste, an das Michaeliskloster in Hildesheim. Wir brauchen heute Expertinnen und Experten für gewichtige Herausforderungen in der Kirche, etwa für den Dialog mit dem Islam, für die Lage im ländlichen Raum oder für das Gespräch mit Kunst und Kultur. In vielen Bereichen profitieren die kleineren Kirchen von den großen Nachbarinnen. Denken wir beispielsweise an Weltanschauungsfragen. Nur noch wenige große Kirchen haben Stellen hierfür. Das entsprechende Handbuch der VELKD konzipieren die verbleibenden Beauftragten der großen Kirchen, es wird aber auch von den kleinen genutzt. Oder denken wir an den juristischen Bereich. Hier ist es notwendig, auf unterschiedlichen Gebieten Expertise zu haben, vom Bauwesen über Dienstrecht bis zum Friedhofsrecht. Die kleinen Landeskirchen haben teilweise nur einen einzigen Juristen, der das nicht alles abdecken kann. So leisten die großen Landeskirchen manches, was auch kleine dringend benötigen, aber nicht bereitstellen können. Auch das muss einmal klar gesagt werden.

Zudem ist der Vorschlag des Impulspapiers, langfristig entlang der Grenzen der großen Bundesländer zu denken, durchaus konstruktiv. Es ist der Politik gegenüber nicht immer einfach, unsere auf dem Wiener Kongress beruhenden Grenzziehungen zu erläutern. Theologisch begründet sind sie jedenfalls nicht. Sie sind das Ergebnis politischer Prozesse...

Beim Festakt zum 60jährigen Jubiläum des Bundeslandes Niedersachsens wurde mir das auch für unseren Kontext noch einmal sehr deutlich. Wie haben sich Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe offenbar gegen eine Integration in dieses Bundesland gewehrt! Noch 1975 mündete der Protest gegen das gemeinsame Bundesland in Oldenburg und Schaumburg-Lippe in einer Volksabstimmung, in der sich eine große Mehrheit für eine Loslösung von Niedersachsen aussprach. Dafür leben wir doch dreißig Jahre später ziemlich friedlich zusammen! Nein, unsere niedersächsischen Sonderheiten sind nicht kirchlich begründet. Und gesagt werden muss auch, dass, bei allem Respekt vor der Konföderation Evangelischer Kirchen in Niedersachsen, unsere Heterogenität für politische und gesellschaftliche Durchschlagskraft einen klaren Nachteil darstellt.

Nichtsdestotrotz bin ich nach den Erfahrungen der letzten Jahre überzeugt, dass der Impuls für mehr Einheit nicht von der Kirche ausgehen kann, die mehr als 72% der Mitglieder und 82% der Fläche stellt Und ich habe beim Jubiläum unseres Bundeslandes auch in aller Friedlichkeit zwischen den Landesbischöfen Weber und Johannesdotter gesessen.

3. Sonntagsöffnung

„Den Sonntag kriegen wir jetzt auch noch weg“, hat Peter Dussmann, Medienkaufhausbetreiber zu den neuen Ladenöffnungszeiten in Berlin gesagt¹. Ich frage mich, was solche Menschen antreibt. Geht es wirklich nur noch um Gewinn? Wird der Mensch nur als Konsument gesehen? Allenthalben wird eine Besinnung auf gemeinsame Werte, klare Orientierung, mehr Gemeinsinn überhaupt gefordert. Aber dann wird systematisch daran gearbeitet, auch die allerletzten Rudimente gemeinsamer Rhythmen und Rituale zu zerstören.

Mit der Föderalismusreform ist ja nun das Ladenschlussrecht Ländersache geworden. Ich bin froh, dass wir in Niedersachsen als Kirchen mit unseren Überzeugungen Gehör finden. Am Montag habe ich mit Oberbürgermeister Weil den Weihnachtsmarkt in Hannover eröffnet. Und ich bin dankbar, dass in dieser Stadt Rücksicht genommen wird auf die christlichen Inhalte des Festes, mit dem der Handel aus meiner Sicht durchaus Geld verdienen darf. Aber dann muss auch Rücksicht auf Inhalte genommen werden! Wenn am 24. August Harrods in London die Weihnachtssaison eröffnet, hat das mit dem eigentlichen Inhalt nichts mehr zu tun. Advent ist noch immer die Zeit der Vorbereitung auf die Ankunft des Gotteskindes. Die Sterne auf dem Weihnachtsmarkt beziehen sich auf den Stern, dem die Weisen folgten. Die Engel – zum Teil unerträglich kitschig – sie erinnern an den Engel, der Maria diese besondere Geburt ankündigte und an die Engel, die den Hirten verkündeten, was da geschehen war in Bethlehem. Die vielen Lichter stehen dafür, dass dieses Kind das Licht der Welt sein wird, das dem Dunkel des Todes entgegen steht.

Persönlich halte ich es für irrwitzig, dass Menschen rund um die Uhr shoppen können sollen. Können oder sollen, das ist hier die Frage. Die ersten Berichte aus Berlin, wo um 5 Uhr morgens in einem Kaufhaus außer Verkäuferinnen noch drei berichten-

¹ ZEIT 48/2006, S. 2.

de Journalisten und zwei eingenickte Kunden zu finden waren, sprechen Bände. Wovor fliehen die Menschen, frage ich mich. Aber als Kirchen tun wir gut daran, uns auf den Sonntag zu konzentrieren, weil er theologisch Gewicht hat.

Der Sonntag als Feiertag ist ja biblisch gesehen ein gutes Gebot für die Menschen. Kein Verbot von schönen Dingen, sondern ein Angebot. Denk nach über dein Leben! Begegne Gott! Hab Zeit für dich und die Menschen, die du liebst! Ein Freiraum, ja Freiheit wird hier angeboten. Mir wird manches Mal gesagt, aber um 10 Uhr zum Gottesdienst, das sei dann zu früh. Wenn aber eine neue Ikeafiliale in Hannover eröffnet, stehen Tausende sehr früh am Sonntag Schlange. Das ist traurig. In Schweden vertrauen angeblich mehr Menschen Ikea als der Kirche. Aber so sehr ich unsere Billy-Regale schätze, erscheint mir das doch als eine absurde Verkehrung von Realitäten. Wenn es um die wirklich wichtigen Dinge im Leben geht, hilft dir Ikea nicht weiter, sondern nur Gottvertrauen. Und das will eingeübt werden...

Mir ist neben allen theologischen Argumenten, die es zur Sonntagsfrage gibt, wichtig, dass es sich hier schlicht auch um eine Verfassungsfrage handelt. Der Schutz der Sonn- und Feiertage hat eine in der Geschichte weit über das Grundgesetz hinausreichende kulturelle Bedeutung und genießt nicht zuletzt deshalb Verfassungsrang. Artikel 140 GG in Verbindung mit Artikel 139 WRV stellt die Sonn- und Feiertage als „Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ unter einen besondern Schutz. Damit ist der Sonn- und Feiertagsschutz verfassungsrechtlich Ausdruck der Religionsfreiheit und gleichbedeutend eine Konkretisierung des Sozialstaatsprinzips. Diese Institutsgarantie hängt mit der Würde des Menschen zusammen, weil deutlich wird, dass der Mensch kein Mittel zum Zweck und Arbeit nicht der einzige Inhalt und das höchste Ziel des Menschen ist. Oder wie der Ratsvorsitzende Bischof Huber in Würzburg sagte: „Wir wollen nicht zulassen, dass das Menschenbild in unserer Gesellschaft auf Konsumentengröße gestutzt wird.“

Ich bin der Meinung, wir müssen hier alle Mittel in Bewegung setzen, um eine Verfassungsklage zu prüfen. In Niedersachsen sehe ich diese Notwendigkeit derzeit nicht, in anderen Bundesländern durchaus. Wir sind als Kirche hier nicht ausschließlich Anwältin unserer eigenen gottesdienstlichen Belange, sondern stehen auch in einer Verantwortung für die Gesellschaft. Wer soll Familie bewahren, wenn sonntags gearbeitet werden muss? Was ist mit dem Gemeinsinn, wenn es keine gemeinsamen freien Zeiten mehr gibt? Es geht um die Menschen, um den Glauben, um den Gottesdienst und auch um den Rhythmus und die Rituale einer Gesellschaft. Weiterhin bin ich überzeugt, dass wir alsbald einem kollektiven Burn-out-Syndrom unterliegen werden, wenn wir diese gemeinsamen Rhythmen willkürlich zerstören.

Sehr froh bin ich, dass in unserer Landeskirche gemeinsam überlegt wird, wie wir klar und deutlich für verkaufsfreie Adventssonntage im besonderen und für einen angemessenen Sonntagsschutz insgesamt gemeinsam eintreten können. Mit „Pro Sonntag“ wird das HkD zusammen mit der Pressestelle eine neue Initiative starten, was ich sehr unterstütze.

4. Soziale Kompetenz

Die EKD ist immer dafür eingestanden, dass wir nicht politisch tätig sind, aber aus christlicher Verantwortung zu politischen Fragen Stellung nehmen. Ich möchte der Synode drei Texte aus jüngster Zeit besonders ans Herz legen:

- ▶ Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift der EKD, Gütersloh 2006

(Dass Bildung DER Schlüssel zu Wegen aus der Armut ist, wird sachgerecht und weiterführend dargestellt. Wir sind als evangelische Kirchen auf gutem Wege, dazu einen überzeugenden Beitrag zu leisten.)

- ▶ Zum Umgang mit Menschen ohne Aufenthaltspapiere. Eine Orientierungshilfe des Kirchenamtes der EKD, Hannover 2006

(Ein besonderes Augenmerk hat die EKD durch eine Orientierungshilfe des Kirchenamtes in diesem Jahr auf Menschen ohne Aufenthaltspapiere gelegt. Mehr als eine Millionen Menschen befinden sich ohne gültige Aufenthaltspapiere in Deutschland! Wichtig ist mir, dass gesagt wird, nicht die Menschen seien illegal, sondern lediglich ihr Aufenthaltsstatus. Als christliche Kirche sind wir gerufen, ihnen beizustehen, nicht aus politischen Motiven, sondern vom Gebot der Nächstenliebe her.)

- ▶ Demokratie braucht Tugenden - unter diesem Titel haben letzte Woche Bischof Huber und Kardinal Lehman in Berlin ein viel beachtetes gemeinsames Wort zur Zukunft unseres demokratischen Gemeinwesens vorgestellt.

(Es muss engagierte Bürgerinnen und Bürger geben, damit Demokratie gelebt werden kann, das wird noch einmal in aller Klarheit und aktueller Brisanz dargestellt.)

Mir liegt daran, dass unsere Kirche sich in gesellschaftliche Belange auf solche Weise einbringt. Wir haben zuallererst den Auftrag, den Glauben zu verkündigen und Gottvertrauen weiterzugeben an die nachwachsende Generation. Aber das hat immer auch Konsequenzen in der eigenen Lebenshaltung, im öffentlichen Wirken.

Besonders am Herzen liegt mir in diesem Zusammenhang aktuell die Bleiberechtsregelung für langfristig Geduldete. Niedersachsen hat große Erfahrung mit der Integration von Flüchtlingen. Wer sich eine Statistik von 1950 ansieht, nimmt wahr, dass der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen etwa im Kreis Soltau 36,9%, im Kreis Gifhorn 37,0 % und im Kreis Uelzen 39,2% der Bevölkerung ausmachte. Eine ungeheure Integrationsleistung und nicht zu vergessen: eine ungeheure Leistung an Traumabewältigung!

Ministerpräsident Ernst Albrecht hat Jahre später mit großer Zustimmung der Bevölkerung in den 70er Jahren den vietnamesischen Boat-People Aufnahme gewährt und einem gelingenden Integrationskonzept zum Durchbruch verholfen. Solchen Mut wünsche ich mir heute. Die Solidarität der Menschen ist vorhanden, das weiß ich aus vielen Gesprächserfahrungen.

Ich hatte persönlich gehofft, die Innenministerkonferenz würde dem auf Bundesebene ausgehandelten Kompromiss zustimmen. Es geht ja nicht um eine Regelung in die Zukunft, sondern mit Blick auf die Vergangenheit. Es geht um Menschen, die seit vielen Jahren bei uns leben und größtenteils gut integriert sind. Die Regelungen für heute ankommende Flüchtlinge sind völlig andere. Die als Kompromiss erzielte Regelung wird nur einen kleinen Teil der Geduldeten betreffen. Wie soll jemand Arbeit finden, der keine klare Aufenthaltsgenehmigung hat? Und das angesichts von sechs Millionen Arbeitsuchenden! Was ist zudem mit Kranken, Alten, Traumatisierten? Mir ist klar, dass wir diplomatisch vorgehen müssen. Aber wir dürfen auch unsere Enttäuschung ausdrücken, denke ich, dass nicht endlich nach so vielen Jahren des Ver-

handeln eine humanitäre Lösung eines Bleiberechtes für seit vielen Jahren hier geduldete und meist gut integrierte Menschen gefunden wurde. Es wäre gut gewesen, wenn Niedersachsen sich energisch für eine solche Lösung eingesetzt hätte. Auch für die Härtefallkommission, in der uns Superintendent Meyer vertritt, wäre das hilfreich gewesen.

Nun dürfen wir aber nicht urteilen, bevor nicht der Niedersächsische Erlass zur Umsetzung der von der IMK-Konferenz beschlossenen Bleiberechtsregelung fertiggestellt und herausgegeben wurde, er wird für kommenden Montag erwartet. Dass es in verschiedenen Bundesländern unterschiedliche Regelungen geben wird, bedaure ich. Aber ich hoffe, dass Menschen nicht dafür bestraft werden, dass sie in einer Kirche Zuflucht gesucht haben, um der Abschiebung in eine ungewisse Zukunft zu entgehen, weil sie Deutschland als ihre Heimat ansehen – für sich und ihre Kinder. Hätten sie nicht in einer Kirche Zuflucht gesucht, wären sie ja schon nicht mehr hier, um eventuell endlich einen gesicherten Aufenthaltsstatus zu erhalten.

Zuletzt: Ich habe zwei Monate meinen Dienst nicht öffentlich versehen können. Die Wohnung direkt über der Kanzlei hat mir ermöglicht, dennoch Post zu lesen und zu beantworten, alle Urkunden persönlich zu unterschreiben und auch die Emails zu bearbeiten. Aber es war doch auch eine Auszeit. Ich hatte ganz persönlich Zeit, über manches nachzudenken. Und mir ist in diesen Wochen viel Zuneigung geschenkt worden, viele Menschen haben für mich gebetet. Ich möchte auch Ihnen in der Synode herzlich dafür danken. Es war für mich auch eine geschenkte Zeit, die mir Gelegenheit gegeben hat, über manches intensiver nachzudenken, was sonst im Alltagsgeschehen zurück tritt. Deutlich geworden ist mir: die christliche Gemeinschaft ist vor allem eine Gemeinschaft des Betens füreinander. Und das zieht Kreise. Ein Mann schrieb mir: „Ich alter Atheist habe tatsächlich für Sie gebetet, ich hoffe, das war erlaubt beim lieben Gott!“

Insofern: es war eine intensive Erfahrung für mich, auch, was den Umgang mit der Öffentlichkeit betrifft oder die Zuwendung durch Menschen, die im „Gesundheitswesen“ Menschlichkeit beweisen, und zwar nicht nur gegenüber einer Bischöfin. An dieser Stelle möchte ich mich für alle Zeichen der Zuneigung und des Mitfühlens bedanken. Mir liegt aber auch daran, allen Kranken, bei denen es den meisten sehr viel schlechter geht, als es mir ergangen ist, zu sagen: wir beten für euch in fast allen Gottesdiensten. Und wir wertschätzen ganz besonders die Menschen in den Krankenhäusern, Pflegeheimen, Hospizen, die sich anderen zuwenden. Mit einem guten Wort, mit einer Geste, einer streichelnden Hand, einem Gebet. Sie stehen ein für unser Menschenbild, dass in jeder Person eine eigene Würde zu respektieren ist, weil sie Gottes Antlitz spiegelt.

Wenn wir dieses Menschenbild bei uns und in der ganzen Welt glaubwürdig vertreten, dann sind wir mitten in einer geistvollen ökumenischen Bewegung. Statt ökumenisch zu tagen, werden wir dann ökumenisch handeln.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.